

Gedanken für ein interkulturelles Zusammenleben

Nehmen uns die Flüchtlinge unseren Wohlstand weg? Gefährdet ihre Lebensweise nicht unsere abendländische Kultur? Sie haben keinen Anspruch auf ein Leben in unserem Land. Diese und ähnliche Gedanken sind derzeit häufig in der Debatte um die Aufnahme von Flüchtlingen zu hören.

von Sr. Regina Stallbaumer sa

Im Februar diesen Jahres habe ich drei Wochen in Kanada verbracht, wo ich die Möglichkeit hatte verschiedene soziale Handlungsfelder kennenzulernen. Besonders interessant war für mich das Kennenlernen der Situation der autochthonen Bevölkerung. Die Auseinandersetzung mit deren Geschichte und deren aktueller Situation brachte mich zum Nachdenken über den Zusammenleben von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund, von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Traditionen im Allgemeinen – und auch in Österreich – auch wenn klar ist, dass sich nicht alles 1:1 übertragen lässt.

Besitzdenken

Die Geschichte der autochthonen Bevölkerung in Kanada ist eine schmerzhaft Geschichte, eine Geschichte, die viele Wunden hinterlassen hat. Vor der Ankunft und Besiedelung des Landes durch die Franzosen und später die Engländer im 17. Jahrhundert lebte die indigene Bevölkerung in Amerika. Diese bestritt ihren Lebensunterhalt vorwiegend von Jagd von Fischfang. Eine Einteilung des Landes wie wir sie heute kennen, in der klar zugeordnet ist, wem welches Stück Land gehört und wer dort entsprechende Rechte besitzt, gab es in diesem Sinne nicht. Sie lebten von der Natur, nahmen sich das, was sie für ihren Lebensunterhalt brauchten, ohne die Natur jedoch auszubeuten. Dieses Land steht der indigenen Bevölkerung in dieser Weise heute so nicht mehr zur Verfügung. Ein Teil der autochthonen Bevölkerung lebt heute in abgegrenzten Reservaten. Vorherrschend in Kanada ist heute die englisch- bzw. französischsprachige Bevölkerung. Ein schwieriges Spannungsfeld ist die Gewinnung von Bodenschätzen in Kanada. Diese bringt dem Land zwar finanzielle Mittel, gleichzeitig muss jedoch auch bedacht werden, wie dadurch teilweise Lebensräume zerstört werden – nicht selten Lebensräume, in denen vorwiegend die autochthone Bevölkerung anzutreffen ist.

Für mich wirft dies Fragen im Blick auf unser Besitzdenken auf. Mit großer Selbstverständlichkeit meinen wir heute vielerorts zu wissen, wem welches Land gehört, wer dort folglich entsprechende Rechte und Pflichten hat und wer nicht. Und zugegebenermaßen hat es durchaus seine Vorteile, wenn klar ist, wer wofür Verantwortung zu übernehmen hat und wer entsprechend von den Ressourcen eines Landes leben kann. Doch nehmen wir diese Tatsachen nicht manchmal zu selbstverständlich? Weil wir als ÖsterreicherInnen, Deutsche, etc. geboren sind, erheben wir Anspruch auf gewisse Güter und Leistungen, die uns als Staatsangehörigen zustehen – und anderen nicht. Wären wir in einem anderen Land geboren, hätten wir diese Rechte nicht. Wir hätten andere. Und je nachdem, wo wir geboren wären, würden unsere Lebensperspektiven wohl ganz anders aussehen. Für mich ist dies eine Einladung zum Teilen. Ich darf mich freuen an dem, was mir geschenkt ist. Aber es ist auch gut im Blick zu haben, wo ich andere, die nicht so viel haben, an dem, was ich habe, teilhaben lassen kann. Dieses Teilen kann ich auf persönlicher Ebene sehen. Es kann aber auch heißen, auf Landesebene zu überlegen, was dies im Blick auf eine Haltung gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund heißen kann. Wem spreche ich welche Rechte zu und wem nicht? Und welche Vorstellungen und Haltungen gewissen Menschengruppen gegenüber sind für mich bei dieser Einteilung prägend?

Kulturelle Vorrangstellung?

Als die Franzosen und Engländer nach Amerika kamen und dort auf die indigene Bevölkerung stießen, war für sie klar, dass deren Kultur minderwertig ist. Durch eine entsprechende Assimilationspolitik sollten diese eine höherwertige Kultur lernen. So kamen z.B. Kinder der autochthonen Bevölkerung in Internate, wo sie entsprechend westlichen Traditionen erzogen wurden. Gleichzeitig wurden sie gezwungen ihre eigene Kultur aufzugeben. Rückblickend wird heute teilweise von einem kulturellen Genozid gesprochen, der sich dort ereignete. Sicher lernten die Kinder in den Internaten auch manches Gute. Doch was muss es bedeuten, wenn die eigene Kultur als ausschließlich schlecht abgetan wird? Ist es nicht naheliegend, wenn sich daraus entweder Rückzug oder Rebellion entwickeln? Die autochthone Bevölkerung ist heute überdurchschnittlich stark von sozialen Problemen betroffen: die Arbeitslosen- und Armutsquote ist erhöht, Alkoholabhängigkeit ist ein bedeutendes Problem, die Rate von autochthonen Menschen in Gefängnis ist 5-6 mal höher als bei der übrigen Bevölkerung, etc. Manche sozialen Probleme sind mit ein Resultat ihrer verlorenen kulturellen Wurzeln. Andere hängen damit zusammen, dass die indigene Bevölkerung schneller verdächtigt wird oder dass z.T. weniger Nachforschungen angestellt werden, wenn etwa Frauen der autochthonen Bevölkerung verschwinden, als bei Frauen aus der sonstigen Bevölkerung.

Für mich stellt sich hier die Frage mit welcher Haltung wir Menschen anderer Kulturen begegnen. Sehen wir unsere Kultur als höherwertig, unser Bildungssystem als besser, unsere Politik als weiter entwickelt an? Was keineswegs heißen soll, dass in all dem nicht sehr viel Gutes liegen würde. Aber würde uns nicht manchmal ein Perspektivenwechsel gut tun und könnten wir nicht auch von anderen Sichtweisen und Kulturen viel lernen? Begegnen wir einander wirklich auf Augenhöhe? Oder fühlen wir uns in gewissen Bereichen anderen nicht manchmal doch überlegen – auch wenn dies oft recht versteckt ist und uns dies in der Regel kaum auffällt? Ich denke, dass uns direkte Begegnungen hier oft weiterhelfen können, Begegnungen, in die wir mit einem offenen Interesse am anderen hinein gehen. Meist sind wir sehr geprägt durch unser eigenes Umfeld, viele Denkmuster sind selbstverständlich geworden. Erst durch die Begegnung mit anderen geht uns auf, wie manches auch ganz anders gedacht werden kann und wie manches, was uns als die beste Lösung erscheint, dies nicht notwendigerweise sein muss – je nach Perspektive. Für ein Zusammenleben von Menschen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen halte ich den Dialog wichtig. Auch wenn klar ist, dass man sich auf gewisse Vorstellungen und Verhaltensweisen einigen muss, so müsste doch dennoch viel Spielraum bleiben, um die je eigenen Werte und Traditionen leben zu können und sich im ein oder anderen auch von der Kultur und den Sichtweisen anderer hinterfragen und bereichern zu lassen.

Sr. Mag.^a Regina Stallbaumer sa,
geboren 1984 in Riedlingen/Süd-
deutschland. 2005-2009 Studium
der Sozialen Arbeit in Benedikt-
beuern mit Zusatzausbildungen in
Theologie und Religionspädagogik.
Seit 2009 bei der Kongregation der
Helferinnen. Seit 2011 Mitarbeiterin
in der KHG mit den Zuständigkeits-
bereichen Spiritualität und Soziales

